

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 5

Artikel: Bemerkungen zu Ludwig Hohl als Philosophen
Autor: Ferber, Rafael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rafael Ferber

Bemerkungen zu Ludwig Hohl als Philosophen

Zu den unbekanntesten Werken der deutschsprachigen Literatur und Philosophie des 20. Jahrhunderts gehören *Die Notizen oder von der unvoreiligen Versöhnung* des Schweizers Ludwig Hohl (1904–1980)¹. Erstmals erschienen in der Artemis AG, Zürich, in zwei Bänden – der erste Band 1944, der zweite Band 1954 – sind sie erst 1980 in *einem* Band im Verlag Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1980, 832 S., herausgegeben worden. Dies war ein Unglück für die Rezeption, insofern das Werk nicht eine bloße Sammlung von Aphorismen ist, sondern eine einheitliche Struktur hat, die bei der Teilung in zwei Bände nicht mehr erfassbar war: «... das Werk – was immer es sei – kann nicht richtig erfasst werden, bevor man seine Einheitlichkeit erfasst hat»². Ludwig Hohl muss mehrere Jahre auf den Umbau der chronologischen Reihenfolge seiner Aphorismen verwendet haben, um ihnen diese Struktur zu geben³. Sie besteht in wenigen Hauptsätzen, die er in immer neuen Variationen abwandelt. Diese Hauptsätze sind aber nicht sofort sichtbar. So ist das Werk in zwölf Bücher gegliedert, der Hauptsatz aber vom «Wesen des Lebens» taucht explizit erst im elften Buch auf. Die *Notizen* gleichen vielmehr einem Labyrinth, das nach einem schwer durchschaubaren Plan angelegt ist. Wir können auch an ein Physikbuch denken, in dem die Hauptsätze zwar von Anfang an vorausgesetzt, für den Leser aber erst nach und nach an vielen Beispielen eingeführt werden, so dass er erst nach mehrmaligem Lesen bemerkt, worauf der Verfasser schon am Anfang hinaus will. In der Tat dürfte den Autor «das Vorbild der Physik» bei seinen «geistigen Entdeckungen» begleitet haben (vgl. *Notizen*, II, 39).

Im folgenden möchte ich drei Aspekte von Ludwig Hohls literarischer Philosophie hervorheben, wie sie die *Notizen* entfalten, nämlich erstens ihren Heraklitismus, zweitens ihren Fragmentarismus und drittens ihren Infinitismus. Wenn Ludwig Hohl häufig zitiert wird, so deshalb, weil er noch heute im eigenen Lande ein Unbekannter ist und die folgenden knappen Bemerkungen dazu beitragen sollen, ihn etwas bekannter zu machen.

I.

Im elften Buch seines Hauptwerkes *Die Notizen oder von der unvoreiligen Versöhnung*, das den Titel trägt *Vom Tod*, finden wir folgende Wesensbestimmung *des Lebens*:

«(*Gesicht nach schwersten Stunden der Nacht:*

Wesen des Lebens: das Passieren der Dinge durch uns hindurch, oder umgekehrt, von uns durch sie hindurch, was dasselbe ist: jedenfalls geht etwas durch etwas hindurch, und das ist das Gegenteil von Behalten, Besitzen (und genau dasselbe wie die Flamme des Heraklit). Die Schafherde zieht im Herbst durchs Dorf, silbrig, von den Bergen kommend, in die Ebenen gehend. – Dieses Hindurchgehen beseligt mich; das alles ist so wahr!» (XI, 15).

Der einleitende Klammersatz bezieht das Folgende zurück auf den Autor: Was folgt, ist ein «*Gesicht nach schwersten Stunden*» einer wohl schlaflosen Nacht. Der Autor beansprucht also nicht ein vom Menschen, der es erfasst, unabhängiges Gesicht zu geben. Was er sieht, ist nur *ein*, – *sein* Gesicht. Der zweite Satz enthält die philosophische Wesensaussage, nämlich die Antwort auf die Frage, was das Leben ist. Es ist «*das Passieren der Dinge durch uns hindurch, oder umgekehrt, von uns durch sie hindurch, was dasselbe ist: jedenfalls geht etwas durch etwas hindurch*». Das Leben ist Bewegung. Bewegung bleibt immer bezogen, auf etwas, was ruht. Sie hat eine relationale Struktur. So geht «*etwas durch etwas hindurch*», wobei nicht klar ist, ob die Dinge durch uns oder wir durch die Dinge gehen, also ob wir oder die Dinge ruhen. Doch dies scheint dem Verfasser nicht so wichtig, da nur eine Frage des Standpunktes zu sein. Bewegung ist aber für ihn nicht nur ein physikalischer Prozess. Es ist auch ein psychischer Prozess, in den das eigene Ich eingeschlossen ist. Es – das Leben – ist «*das Gegenteil von Behalten, Besitzen (und genau dasselbe wie die Flamme des Heraklit)*». In charakteristischer Intensifikation identifiziert Ludwig Hohl diese ständige physikalische und psychische Bewegung mit der Flamme des Heraklit. Heraklit spricht von einem Feuer, so etwa im Fragment 15: «*Diese Welt, dieselbe für alle, hat weder einer der Götter noch der Menschen geschaffen, sondern sie war immer und ist und wird sein immer lebendiges Feuer, aufflammend nach Massen und erlöschend nach Massen*» (D/K. B30. Ues. jeweils v. R. F.). Der Ephesier meint damit zuerst einen kosmologischen Prozess: «*Des Feuers Wende ist erstens Meer, vom Meere aber ist die eine Hälfte Erde, die andere aber glühender Himmel. – [Erde] wird aufgelöst in Meer und dieses wird [zurückverwandelt in Erde] nach Massgabe desselben Gesetzes, welches war, bevor es Erde geworden ist*» (D/K. B31.). Und weiter: «*Das All ist ein wechselseitiger Umtausch des Feuers und das Feuer des Alls – wie das Geld für das Gold und das Gold für das Geld*» (D/K. B90). Auch für Ludwig Hohl ist die ständige Bewegung zuerst ein Geschäft der Natur. «*Ich begriff also dies: dass, was ich da entdeckt hatte, nicht etwa spezielle Angelegenheit des Künstlers war, sondern ein allgemeines Gesetz sein musste. Und ich konnte auch so formulieren: / Die Natur ist nicht in Ruhe und Bewegung begriffen, wie die Alten lehrten, sondern nur in Bewegung*» (VII. 20). Zwar deutet auch Heraklit diesen physikalischen Prozess ins

Seelische hinein: *«Eine trockene Seele ist die weiseste und beste»* (D/K. B118). Dies ist nicht nur als Gegensatz zum Fragment 117 dahingehend zu verstehen, dass Heraklit auf die verhängnisvollen Folgen des Alkohols aufmerksam machen wollte. *«Wenn ein Mann sich betrunken hat, wird er von einem unreifen Knaben geführt, so torkelt er, und er weiss nicht, wohin er geht, da seine Seele feucht ist»*. (D/K. B117). Es ist meines Erachtens eher so zu verstehen, dass die Seele *«trocken»* ist, die sich selber vom *«Feuer»* ergreifen lässt. Da eine so verstandene *«trockene Seele»* am meisten am Herakliteischen Logos, dem Weltgesetz der Umwandlung *«nach Massen»*, teilhat, deshalb ist sie wohl auch *«die weiseste und beste»*⁴. Wieder intensiviert – interpretiert auch Ludwig Hohl diesen physikalischen Prozess ins Seelische, wenn er in der *Variante* erläutert: *«Durchgänge das Wesen der Dinge. – Wir selber gehen oder sozusagen ein Inneres von uns geht durch die Dinge hindurch. Dieses Innere lassen wir hindurchströmen, hindurchgehen: wir können niemals behalten oder besitzen! (Denn das wäre das Gegenteil.) – Und handle es sich um Geschlechtstätigkeit, Geld, Macht, das geistig Erreichte oder auch: Beziehung zu Menschen. – Wohl dem, dem in schönem Fluss immer neue Durchströmungen sich ablösen!»* (Notizen, XI, 15). Dieses Bild der Ströme muss Ludwig Hohl tagelang obsidiert haben. Sie sind für ihn *«das Bild der Welt»*:

«Seit Tagen immer, oder doch die meiste Zeit, Ströme vor meinen inneren Sinnen (Ströme aus Wasser, aus Baumstämmen, aus Massen, die sich wälzen), Ströme, welche das Bild der Welt sind, des Allgemeinen, der Kräfte, Dinge; und immer sinnend über das Verhältnis des Menschen dazu. (Selbstverständlich ist der Mensch, anderswoher gesehen, auch ein Teil der Ströme; welche Stellung soll er aber mit seiner Intelligenz dazu einnehmen?) Immer sinnend, dass des Menschen Wesen nicht ist, sich gegen Elefanten zu stemmen; sich an Körperkraft zu messen mit jenen Strömen; – sondern zu lenken» (II, 330).

Das Gesetz des *«Strömens»* – so lässt sich sagen – ist der erste Hauptsatz von Ludwig Hohls *Notizen*.

Wie nun nach Heraklit eine *«trockene Seele die weiseste und beste»* ist, so entspricht diesem *«Naturgesetz»* einer der psychologischen Grundsätze Ludwig Hohls, nämlich der Grundsatz der Produktivität: *«– dass kein Leben bleiben kann ohne Produktivität»* (II, 68). Dies ist ein zweiter Hauptsatz, den der Autor wieder vielfältig und in den verschiedensten Varianten durch-exemplifiziert: *«Nur das mit Widerständen Kämpfende ist geistig stark. – Ich muss, was ich zuerst nur bei mir erkannte, mehr und mehr an den Erscheinungen der allgemeinen Geschichte sehn – und am Ende verwundert es nicht weiter und ist es nur ein klar eingefügtes Glied jenes Denkens, in dem der Hauptsatz steht von der Produktivität – dass kein Leben bleiben kann ohne Produktivität»* (II, 60, vgl. VII. 159). Produktivität heisst nämlich Einstimmung in, genauer Hervorbringung von jener Bewegung, die das Leben ist.

In diese Richtung geht auch: *«Wer nicht zaubern kann, der ist verloren»* (XII. 111). Zaubern heisst nämlich, etwas produzieren. Daran hängt sich ein weiterer Grundsatz, dass es *nur* eine Richtung der Entwicklung gibt (II. 156), und dass man seine Kräfte dahin tragen muss, wo das höchste Resultat ist, das diese Kräfte erreichen können: *«Denn ein anderer Hauptsatz lautet (Hebbel hat es sehr klar gewusst; besser wäre <sehr stark gewusst>: Man muss seine Kräfte dahin tragen, wo das höchste Resultat ist, das diese Kräfte erreichen können. (Hebbel sagt, dass man seiner höchsten Kraft gehört.)»* (II. 161). Man gehört seiner grössten Produktivität. Dem Wesensgesetz von der Bewegung entspricht so die Forderung der Anpassung oder besser der Hingabe an dieses Wesensgesetz. Dies heisst Produktivität oder Arbeiten. Das Arbeiten, und zwar *«– eigenes Tun, zu dem dich nicht fremde äussere, sondern innere Gewalten nötigen –»*, ist *«das einzige, was Leben gibt, was retten kann.»* (I, 1): Denn umgekehrt gilt: *«Wer nicht mehr produziert, stirbt rasch, oder vielleicht, genau genommen, sogleich»* (XI. 30). Die entscheidende Definition der Arbeit aber lautet: *«Arbeiten ist nichts anderes, als aus dem Sterblichen übersetzen in das, was weitergeht»* (I, 51). Die Apotheose der Produktivität ist für Ludwig Hohl auch die Apotheose der Arbeit. Sie gibt der Bewegung, die das Leben ist, eine Richtung. In eindringlicher Variation aber finden wir die Gesetze vom «Strom» und der «Produktivität» im Aphorismus *Das Ewige vereint*.

«Das Leben hat wirklich viel von einem Traum (ich sehe wieder die Kaninchen, wohl neu herangewachsene, vom selben Platz aus, weiss, dass gleich wieder die Rhabarber hervorstossen werden, und sehe, wie die Jahre schwinden; man wird fast plötzlich alt; die Jahrzehnte verfliegen), der Tod ist eine unwesentliche Kleinigkeit, wie ein kleiner Krampf, ein Auffahren beim Erwachen. Und auch da wieder bricht es mit unwiderleglicher Deutlichkeit – wie das Sonnenlicht auf eine nächtliche Stadt fällt – über mich herein, dass es nur eines gibt, ein Gutes für uns alle bei diesen ganzen Affären, diesen Flüchtigkeiten: selber bestimmend mitzuwirken, das eine bejahend, das andere verneinend, bei diesen Flüchtigkeiten, diesen vorüberjagenden farbigen Träumen» (II. 332).

Doch wie begründet Ludwig Hohl sein Wesensgesetz? Gibt er eine vollständige Begründung ab? Nein, eine solche vollständige Begründung wäre ohnehin aus logischen Gründen ausgeschlossen. Dazu müsste er in allen einzelnen Fällen nachweisen, dass das Leben Bewegung ist. Da das Leben aber indefinit weitergeht, so könnte er nur eine endliche Zahl von Beispielen aufzählen. Was Ludwig Hohl gibt, ist so eher eine Definition von Leben, die freilich an Vertrautes anknüpft. Diese fundiert er nicht durch eine vollständige Induktion, sondern indem er ein exemplarisches – und offensichtlich wiederholbares Beispiel – anführt, welches das Gesetz nicht begründet, aber evoziert: *«Die Schafherde zieht im Herbst durchs Dorf,*

silbrig, von den Bergen kommend, in die Ebenen gehend.» Das Beispiel steht für viele wie übrigens auch Heraklit für «alles wirkliche Denken», das «von jeher das Wesen der Welt als Veränderung, Bewegung, einen Fluss begriffen hat» (II. 70). Das erwähnte Beispiel und Heraklit haben so exemplarischen Charakter und dienen wohl mehr dazu, das seit jeher vorhandene Wesensgesetz neu in Erinnerung zu rufen, als es zu bestätigen. Der letzte Satz: «Dieses Hindurchziehen beseligt mich; das alles ist so wahr», bezieht das exemplarische Beispiel und das Wesensgesetz wieder auf den Autor zurück und bejaht es: Es beseligt ihn und ist so wahr. Nicht kann aber hier von einer vollständigen oder gar systematischen Begründung die Rede sein. Ludwig Hohls «Gesicht» ist vielmehr nur ein Fragment.

II.

Das führt zu einem anderen Aspekt der *Notizen*, nämlich ihrem Fragmentarismus: «Alles ist Fragment gewesen, was je geschaffen worden ist» (II. 178). Dieser Fragmentarismus hängt mit einem anderen Zug der *Notizen* zusammen, nämlich mit der Ablehnung eines Systems: «Ich möchte meinen Abscheu ausdrücken können vor jener gewissen Denkweise, die um des Systems willen arbeitet, um des Vorzeigenkönnens des Systems willen» (II. 235). Nun ist die Ablehnung des Systemgedankens selbst nichts Neues, wenn auch meines Wissens erst mit dem 19. Jahrhundert die Vorstellung auftaucht, Asystematizität allein sei schon ein Wert. Es ist vielmehr eine Folge der J. G. Fichteschen Philosophie, wie sie in F. Schlegel wirksam geworden ist, nämlich die Folge der Behauptung, das Absolute sei nur in unendlicher Annäherung zu gewinnen: «Die Idee der Philosophie ist nur durch eine unendliche Progression von Systemen zu erreichen»⁵. – Auch der asystematische und fragmentarische Charakter der *Notizen* hat sich nicht nur infolge einer Unfähigkeit Ludwig Hohls ergeben, seine Überlegungen systematisch zu entwickeln. In einem der Aphorismen, die dem *Gesicht aus schwersten Stunden der Nacht* vorangehen, lesen wir:

«Das Unvergängliche: Gleich einem ungeheuren, unvergänglichen messingnen Gerät: man putzt daran ein wenig, dann glänzt es wieder für kurze Zeit; das ist die geistige Tätigkeit (sie ist also nicht ein Produzieren im eigentlichen Sinne; sondern nur ein in Erinnerung Rufen, ein Auffrischen, ein Zeigen). Ein Fragment; ein Fragment ist immer unser Tun, unser aller Tun war es; ein winzig kleines Stück Tun am Unvergänglichen; ein winzig kleines Stück Dienst am unvergänglich Seienden» (XI. 12).

Den fragmentarischen Charakter unseres Tuns begründet Ludwig Hohl damit, dass wir das unvergänglich *Seiende* nicht so erfassen, wie es ist, sondern dass es unserer Erfassungsweise voraus ist, indem es sich ständig verändert. Das einzige, was unvergänglich ist, ist eben dieses ständige Vergehen. Es ist das «total Unvergängliche, der Strom» (vgl. XI. 12): «– denn

das eben ist das Wesen der unveränderlichen Ewigkeit, dass sie geht, dass sie sich verändert; und weil wir nicht weit gehen können, weil wir stehen bleiben, bleiben wollen, darum gehören wir ihr wenig an, bleiben wir nicht» (XI. 12). Was wir also erfassen können vom «unvergänglich Seienden», dem Strom, – ist nur ein Fragment. Das Fragmentarische gewinnt dabei infolge unserer Erkenntnisschwäche einen scheinbar definitiven Charakter. Wir meinen, es sei so. Dabei ist es nur ein Aspekt, wie das Ewige wird. Der Untertitel des auf das «*Gesicht nach schwersten Stunden der Nacht*» folgenden Aphorismus lautet denn auch: «(Wie das Ewige wird oder: Das Definitive des Fragmentarischen).» Sosehr denn auch Hohls Notizen «nicht eine Sammlung von Aphorismen», sonder eine «Einheitlichkeit», eine «offenbar bis jetzt noch kaum von jemandem beachtete – Struktur»⁶ haben, so kann diese Struktur nicht in einem abgeschlossenen System dargestellt werden. Denn jedes System müsste wieder in den «Strömen» leben und in ihnen wieder zerfließen. Die aphoristische Form der Notizen entspricht vielmehr dem Inhalt. Es gehört nämlich zu dieser Struktur, dass die Hauptsätze nicht systematisch dargestellt, sondern immer wieder neu exemplifiziert und variiert werden müssen; d. h. quasi selber «fliessen» müssen.

III.

Das bringt uns zu einem weiteren Aspekt von Ludwig Hohls Philosophieren, der ihn ebenfalls in die romantische Generation der von der «unendlichen Reflexion» Betroffenen einfügt, (wie er denn auch mit seiner masslosen Polemik gegen den Bürger, den «Apotheker» (vgl. VIII. 1–133), ein im Grunde bürgerlich-romantischer Denker ex negativo war), nämlich Ludwig Hohls Infinitismus. Wann nämlich ist dieses Nachdenken zu Ende? Wann kommt das letzte Fragment? Wann kommt «das Ausruhen vom Wege und Ende der Reise» (Plato.R. 533e3)? Die Antwort lautet nie: «Wer wirklich arbeitet, kann nicht mehr aufhören zu arbeiten» (I. 42). Am Schluss des ursprünglich als erster Band herausgegebenen Teiles schreibt Ludwig Hohl: «Und das Glückliche ist, wenn man, wie Pascal die *Pensées*, ohne ein Ende schreibt» (VI. 49). Der Horizont der Arbeit ist so endlos und unübersehbar wie das ins Unbestimmte weiterströmende Leben. Das ganze Gesicht, das wir suchen, erscheint nie ganz: «Immer wenn es fast herausgebracht ist, ist es doch noch nicht heraus, wir hatten unsere Augen nur zu einer Täuschung gezwungen, und die Arbeit geht weiter. Das Leben ist lang, es beginnt uns lang vorzukommen...» (XII. 153). Das ganze Gesicht ist die Utopie, an der wir arbeiten, die wir jedoch in unserer beschränkten Perspektive nicht als ganze, zu sehen bekommen. Dazu ist unsere Wahrnehmung zu fragmentarisch und selektiv, denn: «Hast du die wunderbare Rede schon gehört grünlicher verschwiegener Felsen? Sie stehen am Bergsee, ganz für sich, meinst du. Du kannst ihr Leben nicht hören, ihre Bewegungen nicht sehen; du kommst

vorbei mit deinem Zeitungswisch, der nur gut ist zu dem geringsten Geschäft deines kurzen Tages; du müsstest Jahrtausende-Augen haben, dann sähest du, wie die Felsen leben, reden, mit allem verbunden sind.» (VI. 48).

Mit den Augen von Jahrtausenden oder gar *sub specie aeternitatis* gesehen ist es aber anders:

«(...) auf einem Plan, der von der Erde bis in den Zenit des Himmels reicht – weiss wie eine Bildfläche – und auf dem jenes Arbeitsgekräusel und -gedrehe, das wir immer fixierten, nur ein kleiner Teil ist, ein Hundertstel nicht einmal der Fläche: auf diesem ungeheuren Plan, von hier über Wald und Hügelrand ansteigend bis zu den Wolken und ganz bis in die höchste Mitte des Himmels hoch, auf diesem Plan erscheint auf einmal das Gesicht. Alle Linien, die einzelnen Arbeitsherde haben sich zusammengefügt; was wir fixiert haben, ist ein winziger Teil seiner Ausdehnung; es geht über uns hinaus und rund um uns herum; Wald und Hügel und alle Dinge dienen ihm, dienen ihm, sind in es eingegangen; aber bis in den Zenit des Himmels steigen seine gewaltigen Konturen» (XII. 153).

Es ist das utopische Ideal der genügenden Erkenntnis, das im «Gesicht» am Ende der *Notizen* auftaucht. Doch die gibt es nicht in der Realität unseres Erkennens. Uns trennt von ihr der Abgrund des menschlichen Nichtwissens. Aber das Ideal dämmert immer wieder auf und scheint nahe der Verwirklichung, ja beinahe schon verwirklicht zu sein. Es ist, um es mit einer der glänzendsten Formulierungen Ludwig Hohls aus dem Spätwerk *dass fast alles anders ist* zu sagen: *«Als ob wir» [Nebelmeer im Hochgebirge] «hinüberschreiten könnten über den Abgrund zu den anderen monderglänzenden Bergen.»*

¹ Die hier folgenden Bemerkungen sind aus einem Vortrag vom 3. November 1990 anlässlich eines Kolloquiums zum 10. Todestag von Ludwig Hohl an der Universität Zürich hervorgegangen. Das Kolloquium ist unter der Leitung von Prof. U. Stadler von der Ludwig-Hohl-Stiftung veranstaltet worden. – ² Vorwort, 5–6. – ³ ebd. 5. – ⁴ Eine ausführliche Interpretation dieses heterogen überlieferten Fragmentes gibt Ch. Kahn, *The art and thought of Heraclitus. An edition of the fragments with translation and commentary*, Cambridge 1979, 245–254. – ⁵ Vgl. K.A., XII, 10. Zitiert in H. Krämer, *Fichte, Schlegel und der Infinitismus in der Platondeutung* in *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 62, 1988, 583–621. Zitat S. 591. Vgl. ebd. auch S. 617 für die romantische Idee der Asystematizität als philosophischer Wert. – ⁶ Vorwort, 5–6.